

Deutsche Post

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.
Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu bezahlen durch
die Austräger und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach
auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 90 Pf.
Anzeigenpreis: Die sechsgesetzte Kleinzeitung 30 Pf.

Herausgegeben von
den Lodzer Deutschen.

Schriftleiter: Adolf Eichler, Lodz, Evangelische Straße 5
Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.
Zeitungsausgabestelle: Petrikauerstraße Nr. 85.
Anzeigennahme: Evangelische Straße Nr. 5.

Nr. 25.

Sonntag, den 12. Dezember 1915.

1. Jahrgang.

Die Vergessenen.

Nach der dritten Teilung gelangte Westpolen unter preußische Oberhoheit. Die Behörden der neuen Provinz Südpolen haben sich redlich bemüht, das bürgerliche Leben in neuen Kreislauf zu bringen. Tätige und stille Beobachter aus jener Zeit bezeugen, daß man überall dort den Hauch einer neuen Zeit verspürte, wo das nachmals so verhaftete „preußische System“ ein Betätigungsfeld fand. Die preußischen Beamten suchten Ordnung in die Verhältnisse zu bringen, die manchem unentwirrbar und trostlos erschienen. Der Weltumsegler Forster gibt in seinen Tagebüchern drastische Schilderungen des Polens jener Zeit, das er in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auf einer Reise kennen lernte. Die polnischen Dörfer fand er „vollgekropt vom Jahrmarktstrubel, von Wagen, Pferden und Bauern, Ochsen, Schweinen und Juden.“

Um dem verwahrlosten Lande zu helfen, berief man deutsche Kolonisten, denen Gerechtsame verliehen und die Zukunft in rosigem Farben gemalt wurde. Und sie kamen aus allen Teilen des weiten deutschen Vaterlandes. Hier rodeten sie Wälder aus, dort verwandelten sie müste Flächen in fruchtbare Gegend. Dort, wo sich Deutsche niedergelassen hatten, gewann das vorher reizlose Landschaftsbild durch Baum- und Gartenanlagen. Das Beispiel der Deutschen blieb nicht ohne Nachahmung, so daß sie mit Fug und Recht als „Kulturträger“ gelten konnten.

Welche Zukunft wäre dem Lande beschieden gewesen, wenn es dauernd unter preußische Herrschaft gekommen wäre — wenn Preußen durch die Zertrümmerung seines Bestandes 1806 nicht gezwungenermaßen auf Südpolen hätte Verzicht leisten müssen?

Die neu gegründeten deutschen Bauernkolonien überdauerten den Wechsel der Herrschaft. Sie entwickelten sich auch unter der Regierung des Herzogtums Warschau und der späteren des Königreichs Polen, dem Diplomatengebiete des Wiener Kongresses. Wie sehr die von den Deutschen geleistete Arbeit zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes Beachtung und Anerkennung fand, zeigen die späteren Bemühungen der polnischen Magnaten, deutsche Handwerker und Landwirte auf ihren Ländereien anzusiedeln.

Die deutschen Ansiedlungen blieben sich überlassen. Da muß der bei ihnen entwickelte Kulturwillen, der sich u. a. in der allmählichen Einrichtung von tausend Kantonsschulen äußerte, umso höher angesehen werden. An Gründung einer Lehrerbildungsanstalt konnte man in jenen Tagen nicht denken. Einzelne Pastoren scharten um sich eine Anzahl junger — manchmal auch älterer — Männer vom Lande, die sich „aus Liebe für die gute Sache“ bereit erklärt, den schlecht bezahlten Schuldienst zu versetzen, und brachten ihnen das für ihren Beruf nötige beschiedene Wissen bei.

Das alte Vaterland hatte der Ausgewanderten vergessen. Die Regierung, die sie ins Land rief, hatte nach dem Zusammenbruch des preußischen Staats naturgemäß an wichtigere Dinge als die deutschen Kolonisten in Polen zu denken. Und als in späterer Zeit unter Preußens Führung das einige und starke Deutschland entstand, war das Interesse für manche vielleicht ferner liegende Dinge ein viel größeres als für die deutschen Ansiedlungen in der Welt, auch für die in den nahen polnischen Provinzen.

Nach der einen Seite war es vielleicht gut, daß das alte Mutterland für die zerstreut wohnenden Töchter kaum die Spur eines Interesses zeigte. Denn inzwischen hatte man die ruhigen und niemand zuliebe lebenden deutschen Kolonisten, die keinerlei politische „Orientierung“ besaßen, mit dem Gifte der Verleumdung bespritzt und von ihnen behauptet, sie seien die Träger des alddeutschen Gedankens. Mit welchem Erfolg — besonders im jüngsten Kriege, als alle Dämme, die gegen die wütenden Heer aufgerichtet waren, niedergeissen wurden — ist in diesem Blatte wiederholt besprochen worden.

Und nun? Sollen wir es so bleiben lassen? Oberersehnt es an der Zeit, sich unserer armen, verleumdeten und zu Märtyrern des Deutschums gewordenen Ansiedlern anzunehmen und an ihre Zukunft zu denken?

A. E.

Womit es in unseren deutschen Kolonien besser werden muß.

Folgenden beachtenswerten Artikel entnehmen wir dem in Kürze erscheinenden „Hausfreund“ Volkskalender 1916:

Als vor mehr als hundert Jahren die Mutterkolonien des deutschen Ansiedlertums in Polen gegründet wurden, da bildeten sie Gemeinwesen, die mit ihrer Landbearbeitung, den Baumanslagen und Wegen um die Wohnstätten, der Sauberkeit und Behaglichkeit ihrer Häuser und Höfe wie ein Licht in die Dunkelheit ihrer verwahrlosten polnischen Umgebung hinausleuchteten. Und so ist es noch eine lange Zeit geblieben, der Deutsche in unserem Lande galt immer als der Fortgeschrittenere und Höherstehende. Erst in den letzten Jahrzehnten ist eine Wendung eingetreten. Die Deutschen sind vielfach dort stehen geblieben, wo ihre Väter und Großväter schon waren, die Polen hingegen sind kulturell und wirtschaftlich besser vorwärts gekommen.

Freunde unseres Kolonistentums haben schon vor Jahren darüber beratschlagt, was zu machen sei, damit der deutsche Bauer nicht zu sehr ins Hintertreffen gerate. Mancherlei Mittel sind genannt worden, um der Kulturlinie des ehemaligen Kulturrägers zu begegnen. Als wichtigste erschienen: die verbesserte Dorfschule, Landwirtschaftliche Ausbildung und Führung des Genossenschaftswesens.

Sprach man über die deutsche Dorfschule, so stellten sich gleich eine Menge Klagen ein. In den entlegenen deutschen Dörfern wurde es oft noch so wie zur Großväterzeit geübt. Die Kinder besuchten nur in den Wintermonaten, und dann noch unregelmäßig, die Schule. Wenn das Kind in der kurzen Zeitspanne in zwei Sprachen Lesen und Schreiben, Religion und Rechnen lernen sollte, so mußte der Lehrer schon ein sehr befähigter Schulmann sein, um das Mindestmaß des Schulunterrichts bei seinen Schülern zu erzielen. Die grenzenlose Gleichgültigkeit unserer Kolonisten für ihre Schule greift nur zu oft auch auf die Lehrer über; dazu kommen die Nahrungsorgane des geldlich schlecht gestellten Lehrers, die eine freudige Berufswelt nicht ermöglichen. Wir kennen manche deutsche Dorfschule, die tief unter der Schule des polnischen Nachbardorfes steht.

Für die Ausbildung unseres deutschen Bauern über neue Erfahrungen im Landbau ist so gut wie nichts geschehen, während für die polnischen Dörfler Geistliche, Gütesbesitzer und sonstige Freunde des Volkes sorgten. Wunderredner kommen ließen, geheimsame Reisen zu den Ausstellungen unternahmen usw.

Genau so liegen die Verhältnisse im Genossenschaftswesen, das den deutschen Landbauer jenseits der Grenzen stark wirtschaftlich ungemein stärkte. Der polnische Bauer hat den Segen des Zusammenschlusses schon vielfach erfahren; der deutsche Kolonist steht ihm noch mißtrauisch gegenüber. Er ist heute nicht mehr der geistig regsamere und beweglichere. Nicht einmal das Konsum-

vereinswesen, das in den deutschen Kolonien Südrusslands schon weitverzweigt war, kann in unseren Kolonien Wurzel fassen, auch dann nicht, wenn der Kolonist sich nur an das fertige Gefüge anzuschließen brauchte. Und wenn auch bei manchen polnischen Gründungen der feste Unterbau fehlte; von bewußtem Willen nach wirtschaftlicher Wohlfahrt zeugten sie alle. Nichts kann dem Deutschen gefährlicher werden, als das mühige Danebenstehen und die unfruchtbare Selbstgenügsamkeit.

Wie oft ist man genötigt, bei Vergleichen zwischen deutschen und polnischen Kolonien gleicher Art sich der deutschen Stammesgenossen zu schämen. Werden deutsche Weberkolonisten von jüdischen Fabrikanten ausgebeutet, so schimpfen sie wohl und legen im Sommer, wenn das „Mailüftler“ weht, die Arbeit nieder, um sich für einige Wochen dem Nichtstun und Dauerkuss zu ergeben, bis der Fabrikant ihnen einen kleinen Vorteil gewährt, durch den sie den bei ihrem „Schreck“ gehabten Lohnausfall erst nach einigen Jahren einholen können. Stellen polnische Lohnweber eine gleiche Überarbeitung fest, so nimmt sich der Geistliche ihrer an, sucht Mittel und Wege, um eine Genossenschaftsweberie zu gründen, die für ihre Erzeugnisse gutzahlende Abnehmer hat.

Und haben die Polen uns nicht auch in der sozialen Tätigkeit überflügelt? Nicht nur die Mariawiten, auch die römisch-katholischen Polen haben manche mustergültige Gründung geschaffen. Ist ein Dorfweg schlecht und seit Jahren reparaturbedürftig, so fällt es keinem der deutschen Anwohner ein, während der beschäftigungslosen Zeit an die Ausbesserung heranzugehen, bis ein strenger Befehl der nächsten deutsches Stappentomantrur sie — und jetzt unter erschwerten Verhältnissen — auf die Beine bringt. Das Einnehmen holperiger und lächeriger Wege in einer polnischen Ansiedlung erreicht der Geistliche, der droht, nicht mehr zu den Kranken des Dorfes zu kommen, bevor nicht der Weg in Ordnung gebracht ist.

Um gerecht zu sein, muß ich erwähnen, daß ich die letzterwähnten Bilder nicht verallgemeinern will; ich bin gern bereit, sie als Ausnahmen, die sich wohl wiederholen aber nicht die Regel bilden, gelten zu lassen. Ich bin auch weit entfernt davon anzunehmen, daß es nun mit dem Pioniertum unserer deutschen Ansiedler aus sei. Nein, nur Missbildungen sollten gegeißelt werden, die aus der Gegenwart des Kolonistentums ausgemerzt werden müssen, wenn wir die Sicherheit haben wollen, uns einer besseren Zukunft erfreuen zu dürfen.

Wir sind dabei, die Erneuerung unseres Deutschums durchzuführen; vergessen wir Stadtdeutschen nicht unseres deutschen Bauerntums mit seinen kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen.

Der überfüllte Saal.

Der Beginn des letzten Deutschen Abends, der den Charakter einer Gedächtnissitzung an die vorjährigen Ereignisse und den Einzug der deutschen Truppen in Lodz trug, war für acht Uhr angelegt. Um halb acht Uhr war der große Saal des Männergesangsvereins überfüllt.

Immer mehr Menschen kamen, blieben ratlos stehen, drängten sich unter den Saaltüren oder lehnten bedauernd um. So gern wir ein Plätzchen im Saal gefunden hätten, wir waren zufrieden und freuten uns des über alle Maßen reichen Besuches. Aus dem Saal kam Stimmgeläute. Dann Gesang, die kraftvolle Melodie eines deutschen Liedes. Kellner trugen ununterbrochen Stühle herbei. Wir saßen im Treppenvorraum dicht am Aufgang und versanken in Nachdenken.

Wer hätte das im März oder April, als noch immer böse Gerüchte die Stadt durchflossen und gut deutsche Leute verständliche Zurückhaltung übten, als das Gespenst der Sorge um den Ausgang des gewaltigen Stellungskampfes kaum sechzig Kilometer von der Stadt entfernt umherging, für möglich gehalten, daß nun gegen Jahresende die Stimmung eine so ganz andere sei, daß helle Bewillenfreude die deutschen Bewohner unserer Stadt erfassen würde, daß sie sogar über die Bedenken der zukünftigen politischen Zugehörigkeit mit ruhigem Vertrauen hinweggehen würden! — Wie schwer waren damals die ersten Versuche, das zertrümmerte deutsche Gesellschaftsleben wieder aufzurichten und wie prächtig ist es nun gelungen!

Die Waffen der deutschen Kämpfer führen eine beredte Sprache.

Und Welch eine großartige Vertrauensbildung für das deutsche Heer und für die stillen und schweren Arbeit der deutschen Verwaltungsbehörden, die unser öffentliches Leben auf neue rechtliche Grundlagen stellte; die Tatsache des überfüllten Saales!

Mit Genugtuung durfte jeder, der nach Kräften mitgearbeitet hat, die deutschen Bewohner aufzumuntern, ihren Mut und ihre Hoffnung auf eine sichere Zukunft zu stärken, den Saal überblicken!

Es wurde still. Im Saal sprach jemand. Nur einzelne Worte waren vernehmbar. Es war unmöglich, an der Treppe den Sinn der Rede zu fassen. Aber der Beifallssturm, der losbrach und das allgemeine Einstimmen in den Vers eines deutschen Liedes schienen zu beweisen, daß der Redner die rechten Worte gefunden hatte.

Selbst außen, an der Treppe, gewann man den Eindruck, daß dieser Tag, der erste, an dem die deutsche Einwohnerschaft unserer Stadt in so großer Masse sich versammelte, ein besonderer Tag war, ein Tag, der Zeugnis dafür ablegte, daß unsere deutschen Mitbürger sich in der „neuen Zeit“ zurechtgefunden haben, und daß ein neues, alle Stände und Kreise umfassendes deutsches Gesellschaftsleben zu entstehen beginnt ... — rl.

Von unseren Garnisonspfarrern.

Lic. Paul Althaus: „Kommt, lasst uns anbeten!“. Acht Kriegspredigten in Russisch-Polen. (Preis M. 1.20. Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, (Berlin).

„Unsere Kinder“. Predigt gehalten am 12. September 1915 in der Johanniskirche zu Lodz. (Preis 20 Pfennig. Verlag von S. Manitius, Lodz.)

„Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“ Predigt zum Gedächtnis der für das Vaterland Gefallenen, gehalten am 21. November 1915 zu Lodz. (Preis 20 Pfennig. Verlag von S. Manitius, Lodz.)

Als Beweis für das immer klarer hervortretende Zusammengehörigkeitsgefühl der Lodzer Deutschen zu ihren reichsdeutschen Gästen kann u. a. der weitreichende Einfluß der Militärgeistlichen genannt werden. Der Garnisonpfarrer Lic. Althaus, den wir erst seit einigen Monaten zu den Unseren zählen, hat sich nicht nur durch seine Predigtaktivität, sondern auch durch seinen Einfluß auf unsere deutsche Jugend um das Lodzer Deutschtum verdient gemacht.

Im Sommer dieses Jahres erschien eine Sammlung von acht Predigten, die Lic. Althaus in Polen gehalten hat, unter dem Titel „Kommt, lasst uns anbeten!“ In dem Heftchen finden wir herzerquidende Zeugnisse von Gottinnigkeit und Gedankentiefe. Gleich die erste, zu Weihnachten 1914 in Włocławek über die Herrlichkeit der Weihnacht gehaltene Predigt mit ihrer Erörterung der Fragen, die das Denken und Fühlen seiner aus Landsturmmännern bestehenden Zuhörer in Anspruch nahm, nimmt unser Interesse gefangen. Der Redner tritt gegen die Ansicht auf, die in der Weihnacht „nur das Fest der Kindheit, ... keine Gegenwart, sondern Vergangenheit, nicht Leben sondern Erinnerung“, sehen will und beweist, wie „zur Weihnacht auch in unseren Herzen die längst verstummten Glöckchen wieder erklingen sollen; ja, die heilige verklärte Stadt, die Stadt deines Kinderglaubens, soll heute wieder aus der Tiefe erstehen zum Leben, zur Gegenwart.“ Bei der Behandlung der Weihnachtsbotschaft für die Kriegszeit führt er aus: „Eines sei allem voran in Öffentlichkeit gesagt: handelt es sich nur um eine finnige, zarte Erinnerung der Menschheit, um ein liebliches Bild der Vergangenheit, dann ist für das Weihnachtsevangelium in dieser schweren Zeit kein Raum. Deutsche Soldaten haben nicht Zeit, vor lieblichen Bildern zu sitzen. Heute reden Tatsachen, eiserne Tatsachen dort draußen, wo das Ringen und Sterben fortgeht, gegenwärtige Tatsachen, nichts anderes. Darum allein dürfen wir mitten im Kriege Weihnacht halten, weil wir diesen Tatsachen eine

erne Tatsache an die Seite zu setzen haben, eine Tatsache für das Heute.“ — Die größte Stunde des deutschen Volkes, die ersten Auguststage des vorigen Jahres, finden in Pfarrer Althaus immer wieder einen beredten Schilderer. Aber nicht minder die deutsche Gerechtigkeit, die auch im Gegner den tapferen Krieger ehrt: „Kriegsdienst ist für jeden, der ihn mit reinem Herzen tut, Gottsdienst.“ Gegen diese deutsche Frömmigkeit hält man als Gegenbeispiel die uns in letzter Zeit in überreichlicher Weise bekannt gewordenen Neuerungen englischer religiöser Zeitschriften, die den alttestamentlichen Ausrottungskrieg gegen Deutschland predigen! — Die schäfe über die Sprache des Kreuzes: „Teuer erlauft!“ zu Brzeziny gehaltene Predigt geht auf den Durchbruch von Brzeziny ein und behandelte die nach den großen Menschenopfern gesteigerte Verantwortlichkeit: „Wenn einmal im Drange furchtbaren Granatenvers die bange Frage durch die Reihen geht: Können wir diese Stellung auch halten? — dann fällt der Blick auf die Kreuze hinter der Schützenlinie, dann sangen die Kreuze an zu rufen, zu dringen, zu mahnen: standhalten, aushalten, durchhalten, nicht rückwärts weichen, nur vorwärts; jeder Schritt war teuer, mit teurem deutschen Blute erlauft, und ihr wollt ihn preisgeben?“

Auch in der Einzelpredigt „Unsere Kinder“ fesselt der Verfasser durch schöne Bilder und Erinnerungen. So, wenn er erzählt: „Nichts Schöneres kann einem von uns deutschen Kameraden in diesen Tagen zuteil werden als eine Reise durch deutsches Land. Da wünschen den Feldgrauen im Zuge aus den Dörfern, von den Feldern die vielen, vielen Hände und die blauen Augen deutscher Kinder den Gruß — und wir sehen es still und wissen nun, für wen wir hier draußen sind. Ihr frohen, lachenden deutschen Kinder alle, die geborenen und die kommenden, daß euch nicht wieder der Feind schüsse überschlägt wie uns, daß eure Zeiten leichter seien als die unseren, dafür kämpfen wir.“ — Wer stimmte nicht mit ein in die Mahnung: „Liebe Deutsche von Lódz, reist auch ihr eure Kinder heraus aus dem Elend der Vaterlandslosigkeit, aus der inneren Unsicherheit, da sie nicht wissen, ob sie polnische oder deutsche Kinder sind. Sprecht deutsch mit ihnen und lasst das Deutsche ihnen zu Herzen sprechen. Gebt ihrer Seele ein Vaterland, das sie lieben können. Wie immer die politisch Zukunft hier in Polen sein mag, die Deutschen müssen hinsichtliche Art zehnfach heilig halten.“ — Der heilige Ernst, mit dem am Schlusse der Predigt auf die Reinheit der Kinder gewiesen und der unausdringliche Buhstor, der hier angeschlagen wird, werden gewiß einen Nachhall in den Herzen der Hörer gefunden haben!

Das zuletzt erschienene Heftchen „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“ entfaltet die Predigt des Totensonntags und ist zum Teil dem Gedächtnis der am 22. November 1914 bei Rzgów gefallenen gewidmet. „Lódz ist rings umtränkt, umlossen mit deutschem Blute.“ Die Rede klingt aus in die Worte jenes deutschen Brigade-Kommandeurs, der an die zum Sturmangriff angeströmten Mannschaften eine kurze Ansprache richtete: „Und nun, Kameraden, vorwärts! Wir schauen nicht dem Tode, sondern unserem lieben Herrgott ins Angesicht.“

Friedrich Paarmann: „Eisener Kreuz“. Swansig Kanzelreden aus den beiden ersten Kriegsmonaten. Verlag Egon Fleischl u. Co., Berlin. (Preis 3 Mark.)

Der Verfasser dieses Buches wirkte in Friedenszeiten als Pfarrer in Wildau bei Berlin. Er hat uns vor einigen Jahren einen Roman: „Deutschkloster“ geschenkt, der in fesselnder Weise Menschen und Zustände in der deutschen Ostmark schildert. Gegenwärtig ist er als Garnisonpfarrer in den Sieradz und Pasker Kaserne tätig. Den Deutschtumsfragen in unserem Lande brachte er viel Interesse entgegen. Der „Pabianicer Deutsche Hilfsverein“ hat seine rasche Entwicklung im wesentlichen ihm zu verdanken.

Pfarrer Paarmann hat die ernsten Mahnworte, die er nach Ausbruch des Krieges an Sonntagen und in den Kriegsbetastunden an seine Arbeitergemeinde in dem Berliner Fabrikvorort richtete, „Kanzelreden“ genannt. Er hat sich einen Standpunkt über den Dingen gewahrt. Was er seinen Hörern und Lesern vorträgt, verrät Selbstverständlichkeit und modernen Stil. So finden wir auf der ersten Seite folgende Worte, die die Stimmung der Zeit gut treffen: „Vier Friedensjahre — wir hatten sie ausgenutzt: waren vorwärts gekommen an Wohlstand und hatten uns hochgeschraubt in unseren Ansprüchen an jenes Behagen, das durch Geld sich schaffen läßt. Ganz eingesponnen waren wir darin. Unmöglich schien es, daß dieser Zustand sich je ändere.“ In derselben, am Mobilmachungsstage gehaltenen Predigt sprach er sich über das plötzlich erwachte Gefühl der großen Massen aus: „Du bist ein Gotteskind, heut wenigstens willst du dessen gewiß sein. Darum kamst du heut hierher. Dein Zittern verlangt nach einem Halt. Den suchst du hier. Hättest ihn vielleicht schon früher suchen sollen. Doch wozu dich schelten: dir ist bange nicht nach harten Worten, sondern nach Trost. Suchende Seele, laß es dir bestätigen: du bist ein Kind

Gottes und darfst Vater, lieber Vater' zu ihm sagen.“ Und dann findet er knappe, plastische Prägungen, wie: „Das aber ist der Trost dieses Bewußtseins der Gottesliebhaber: wir wissen, daß wir in Gottes Händen sind. Frieden und Krieg, Beieinandersein und Getrennitwerden, Vollausgaben und Notleiden, Siegen und Unterliegen, Leben und Sterben, — es kommt alles von ihm. Er hat dich selig sein lassen, als du in deines Mannes Arm lagst, und als du zuerst über deinen Knaben dich beugtest; er ist es nun, der deine Tränen rinnen macht. Es ist alles von ihm. Er löst im Hirn der Menschen Erinnerungen leimen, die Tausenden Brodt geben, — lebt in den Fabriken die Räder sich drehen und die Maschinen ihre Arbeit tun. Er läßt auch die Kanonen lärm und im Kopf der Generäle jene Feldherrnkunst sich gestalten, die Bataillone und Regimenter in den Tod schickt, um dem Volke neue Lebenssicherheit zu erlauben.“ — Von manhaftem deutschen Christentum hören wir am Sedantage: „Aus dem alten deutschen Gottesglauken heraustragen wir das. Wir hatten seiner eine Weile vergessen. Es war nicht gut. Nun aber haben wir uns besonnen, woher die Brunnen unserer Kraft quellen. Die alte Frömmigkeit lebt wieder. Kein Winseln und Augenverdrehen. Kein quäliges Jammer. Wir treten zu dem dort oben, wie der erwachsene Sohn zu seinem Vater tritt: mit manhaftem offenem Vertrauen.“ — Noch viele Stellen des Buches, die davon zeugen, wie ernst es dem Verfasser ist, seine Zuhörer dahin zu bringen, daß sie sich der großen Zeit würdig erweisen, möchte ich anführen, wenn es der beschrankte Raum zuließe. Nur die Einleitung der Erntedankfest-Predigt sei noch erwähnt: „Blutige Ernte geht übers Erdennrund. Krieg heißt der Vorschnitter. Wunde und Tod mähen in der Reih. Männer in Waffen sind die Halme. Fällt einer draußen, wo die Sense sitzt, zittert Klagesaut durch Herzen in der Heimat. Gottes Tore aber stehen weit geöffnet; starke Garben werden in die himmlischen Scheuern geführt.“

Unsere evangelischen Kirchen sind gefüllt, so oft die Militärpfarrer predigen. Die Kirchgänger suchen in der Zeit, wo nicht nur ein entschiedenes Bekenntnis zu Gott und Religion, sondern auch eine Stellungnahme zu den völkischen Fragen inneres Bedürfnis wird, die Kanzelredner auf, die ihrem Taufen und Suchen entgegenkommen und einen klargezeichneten Weg zeigen können. Bei manchem hat sich der Wunsch geregt, in gedruckter Form dauernd das zu haben, was durch Verkündigung auf der Kanzel ihm nahegebracht worden ist. Die besprochenen Predigtschriften entsprechen diesem Verlangen.

Die deutschen Buchhandlungen in Lódz und Pabianice haben die Schriften auf Lager oder sind imstande, sie in kurzer Zeit zu beziehen,

A. E.

in meinem Leben noch nicht vernommen, selbst bei Sturmangriffen auf dem Gefechtsfeld nicht. Als ich den alten Mann, der übrigens erstaunlich sauber und würdig aussah, geradezu ein Idealmodell für einen alttestamentarischen Patriarchen, vorführte und ihm sagte, womit und wozu er uns dienen müsse, erhob er ein läufiges Gesicht, rang die Hände, rauzte den Bart und sein weißlockiges Haar und warf sich schließlich zu Boden, wo er sich, immerfort ganz entschuldigend, wie ein Wurm wand und wälzte. Er war nicht allein gekommen, sondern geleitet von seiner Familie und vielen anderen Juden, einer förmlichen Rotte Korah, die gleich in sein Wehgeschrei einstimmte, so daß es wirklich ein ohrenzerreibendes Geheul gab. Es bedurfte der Drohung mit handgreiflichen Zwangsmaßregeln von drakonischer Strenge, um die aufgeregte Gesellschaft, die sich wie toll gebärdete, endlich halbwegs zum Schweigen zu bringen und mich ihr verständlich zu machen. Endringlich und in aller Güte, die ich aufzubringen vermochte, ohne mir dadurch als Beschweder etwas zu vergeben, stellte ich zunächst dem verzweifelten alten Mann vor, daß wir ja keine Russen seien, und daß ihm daher nicht das geringste geschehen, sein Haar gekrümt würde, wenn er und die Einwohnerchaft sich den militärischen Anordnungen gemäß verhalten und den unabdingt nötigen Requisitionen, die zudem gegen bare Bezahlung erfolgen würden, keinen sinn- und nutzlosen Widerstand entgegensetzen wollten.

„Wie kann ich garantieren, Herr Offizier? Wer bin ich? Niemand bin ich. Ein armer alter Jude bin ich. Was kümmert sich die Bauern um mich? Nicht kümmern sie sich. Ich sag' nichts über die Bauern. Sie sind brave Menschen — wenn sie nicht getrunken haben; aber vielleicht trinkt einer zu viel, vielleicht redet er dann zu viel, einen Unsinn; vielleicht tut einer gar aus Dummkophilie was, was verboten ist, vielleicht glaubt einer, mit was zum Schabernack antun zu sollen, damit ich und meine Leut' ja eine recht große Angst ausstehen; vielleicht ist einer auch boshaft, trotzdem ich keinen überworfene hab', denn ich bin ein rechtgläubiger Jude — und schon ist das Unglück fertig, und ich werd' erschossen! Warum soll grad ich erschossen werden? Nicht einzusehen ist das! O, mein Weib! O, meine Kinder! Warum soll ich erschossen werden oder gar noch aufgehängt, wo ich doch nie was Unrechtes getan hab'? Ich hab' Gott geehrt und den Kaiser geehrt und die Herren Offiziere geehrt und die Obrigkeit respektiert und bin ein Patriot! Nur wegen der Bauern soll mir das geschehen, für die ich, Gott weiß es, nicht einsiehen kann? — O-o-o-o, ei-ei-ei-ei!“

Und wieder ging das wunderliche Heulen in Bokalen und Diphontongen an, dem das Weinen, Jammer und Klagen sogleich folgten. Wieder warf sich der gräßigste Greis mit seinem Sabatkaft in den Staub, kroch zu mir und umfaßte flehend meine Knie. Es war mir schrecklich! Ich sah, daß des alten Mannes Angst ungeheure war, ebenso auch die seiner Sippe. Schwein und Tränen flossen über sein verstautes, durchfurchtes, bleiches Antlitz. Er erbarmte mir, aber ich konnte ihm nicht helfen, mußte entsprechend meiner Vorschrift handeln. Zu seiner Beruhigung wählte ich auch aus der Bauernschaft einige der angesehensten Männer als Geiseln aus und ließ den übrigen Bauern unmissverständlich und nachhaltig die Gefahren einer widerspenstigen oder sonst unrichtigen Haltung für sie deutlich machen.

Nach einigen Tagen verließen wir den Ort. Es hatte alles geklappt, und ich war wirklich froh darüber, daß ich den Judentesten, der sich während der übrigen Zeit fromm ergeben verhalten hatte, freilassen durfte. Er dankte überschwenglich und spendete der Feldküche einige Gänse und viele Brot. Vor unserem Ausmarsch trat der Alte auf mich zu und bat:

„Darf ich Ihnen die Hand drücken?“

„Ja, gewiß; aber warum wollen Sie das?“

Herr Offizier, Sie haben mich nicht . . . geschlagen! Dafür mögl' ich Ihnen danken. Ich bin nämlich . . . einmal schon . . . vor kurzem erst . . . von einem russischen Offizier geschlagen und . . . getreten . . . und angeknüpft worden. Ihnen möge Gott verzeihen, ich kann's nicht; aber Ihnen möge Gott lohnen, weil ich auch das nicht kann.“

Jah kann's nicht sagen, wie ergriffen ich mich damals fühlte, als mir der alte, verachtete, mißhandelte Jude das sagte und dabei die Hand drückte; aber ich weiß, daß das Erlebnis zu den wertvollsten gehört, wie ich im Felde bisher hatte.

Kofakenjusitz.

Aus dem Feldpostbrief eines Regimentsarztes.

Ein tragisches Ereignis, dessen Augenzeuge ich gewesen, veranlaßt mich, einen freien Augenblick zu benutzen, um Ihnen folgenden krassen Fall russischer „Justiz“ zu Ihrer Kenntnis zu bringen. Zu besserem Verständnis schicke ich eine persönliche Bemerkung vor: Ich bin einem Feldspital zugewiesen und seit 18. August unterbrochen im Felde. Viel Leid hatte ich Gelegenheit zu sehen,

in der Stadt in Anspruch genommen ist. Auf der Chaussee zwischen Lász und Pabianice will man gegen sechzig gefallene, zum Teil noch lebende Pferde, denen der Gnadenstreich versagt blieb, geschält haben. Tagsüber war starker Kanonendonner aus den Richtungen Lász und Konstantinow zu hören. Ein Pope gab die Erklärung, daß eine deutsche Division sich in einem Walde „verteckt“ halte. Der Wald werde nun von den Russen beschossen.

25. November. Die deutschen Truppen haben auf ihrem Rückzug von Rzgów, der sie über Koluschi nach Brzeziny geführt haben soll, ihre Toten auf der von den Russen unter großer Verlusten eroberten Anhöhe bei Rzgów zurückgelassen. Mit einem Nachbar besuchte ich heute das Leichenfeld. Wir besichtigten zunächst den breiten, gut gedeckten und mit allen möglichen (aus den verlassenen Häusern geholt) Gegenständen versehenen Schützengräben hinter unserm Dorfe, in dessen Nähe sich eine Anzahl Trichter von krepierten Geschossen befinden. In der Nähe des Grabens stachen wir auf eine Erbhöhle, in der sich während der Kampftage die Bewohner der angrenzenden Wiesenhäuser aufhielten. Vor Gattki zieht sich das Flüßchen Ner. Am Ufer entlang und hinter den Häusern des Dorfes befinden sich flache, rasch ausgeworfene Schützengräben, hier setzten sich die Russen vor ihrem Angriff fest. So geht es die Dorfstraße entlang bis zu ihrer Mündung in die Chaussee Ruda-Rzgów. Auch am Fuße des Hügels sind niedrige russische Gräben. Ich vergegenwärtige mir die einzelnen Phasen des Nachkampfes, der sich so nahe unserem Heime abspielte. Man sagt uns, daß die Russen dreimal zum Angriff ansehen mußten, bevor es ihrer Übermacht gelang, den Hügel zu erobern. Auf halber Höhe beginnen die deutschen Gräben. Sie sind sauber, mit der von den Russen so oft beschädigten deutschen „Ukratze“ und mit all der Liebe und dem Ordungssinn, den nur der Deutsche in eine Sache legen kann, im sandigen Boden abgestochen. Besonders fallen die Sitzbänke aus Sand auf. Die vorderen Gräben sind für zwei und drei Beobachter bestimmt. Die hinteren ziehen sich in langen Reihen hin. Auf der Spitze des Hügels ist der Boden aufgewühlt. Ein Doppelposten untersagt uns den weiteren Aufstieg. Andere Besucher des Feldes wissen erfahren haben, daß ein zerstörtes Geschütz und einige Granaten oben bewacht werden. Rechts beginnt eine lange Reihe

Schützengräben. Wir stoßen auf die ersten Leichen . . . Furchtbar muß das Ringen gewesen sein. Man findet die toten Krieger in allen Stellungen. Einzelne und in Gruppen. Hier liegt einer auf dem Rücken, die Hände gegen die auf ihn gezückte feindliche Waffe vorhaltend. Immer, wenn ich mich niederbeuge, befürchte ich, ein unbekanntes Gesicht zu finden. Hier der schwarze Wollkopf mit den trocken aufgeworfenen Lippen erinnert mich an einen Bekannten. Die meisten Leichen sind nicht unberührt geblieben. Russische Soldaten und Raubgesindel aus Stadt und Land haben die Gefallenen um den Inhalt ihrer Taschen heraustraubt und Stiefel, einzelnen sogar Hosen und Strümpfe heruntergezogen. Man hat den Armen, die einen ehrlichen Soldentod gestorben sind, noch nicht die Grabruhe gegönnt. Es zuckt einem in der Hand, wenn man Auflösungen der feindseligen Landbevölkerung hört, wie: „Sollen sie doch liegen; die Natur können sie ja versprengen!“ Ein deutscher Lehrer erzählte mir, wie er bei einem Gang über das Schlachtfeld einen Gefallenen fand, dessen Ringfinger von der Hand getrennt war. Und die Hand war aufgeschwollen. Ein Zeichen, daß die Bestialität an einem noch Lebenden vollbracht wurde. Ein anderer Deutscher, der in der Nähe des Kampffeldes wohnt, hatte vorgestern Gelegenheit, eine Anzahl Briefe zu sammeln, die die Leichenräuber als wertloses Gut beiseite geworfen hatten. Er hat die Briefe an sich genommen, um später den Briefschreibern Nachricht über das Schicksal ihrer Angehörigen zu geben. Die gefallenen Russen sind bereits beerdigt.

26. November. Zu den sonstigen Nöten, die unsere Stadt betroffen haben, gehört auch die Fürsorge für die Heimatlosen, die infolge der Kämpfe ihre Heimatstädte verlassen mußten. Unsere Bürgerlichkeit bringt große Opfer.

Aus der Nachbarschaft wird uns wieder eine der vielen Begebenheiten zugetragen, die als „echtrussische“ Züge, Randverzierungen an der fünfzigjährigen Schilderung der Kriegereignisse abgegeben werden. Der deutsche Verwalter eines Gutes wird des Kriegswracks beschuldigt, weil die russische Einquartierung durch einige zielssichere deutsche Geschosse große Verluste hatte. Er — und nicht etwa seine Dienstleute — muß für die Gefallenen Gräber ausgraben. Als er fertig ist, wird ihm gesagt: „Und nun dein eigenes

Vor einem Jahre in Lódz.

Aus einem Kriegstagebuch.

(Fortsetzung.)

24. November. Wie doch die politischen Leidenschaften alle Grundlagen des Urteils verschieben! Die polnische Bevölkerung, die über den Sieg der Russen frohlockt, hält die deutsche Armee für vernichtet geschlagen. Allerlei Reporterweisheit über Vernichtung eines ganzen deutschen Korps, Eroberung von über hundert deutschen Geschützen, verbringt mit gehässigen Erläuterungen, macht sich breit. Da überraschte mich heute früh die Neuzeitung eines alten Deutschen, die kommen wieder. In einer Woche, und wenn es lange dauert in zwei Wochen, sind sie wieder hier!“

Die große Frage des Tages ist in Lódz die Verwundetenfürsorge. Die mangelhafte russische Organisation zeigt sich wieder einmal in ihrer vollen Größe! Auch der noch hier weisende Gutschloss, der Bevollmächtigte des Roten Kreuzes, der alles mögliche tut, kann fehlendes nicht ersehen. In Lódz fehlt es an Arzten und geschultem Pflegepersonal. Sehr schlimm ergeht es den deutschen Verwundeten, die von den deutschen Truppen auf ihrem eiligen Rückzuge von Rzgów zurückgelassen wurden. Sie werden vernachlässigt. Deutsche Frauen und Mädchen, die mit Nahrungsmitteln in die Lazarette gehen, suchen sich ihnen zu nähern und die bescheidenen Wünsche der Verwundeten zu erfüllen.

Unseren Landsleuten, die mit ihren Pferden zu Vorrangsständen geschleppt werden, geht es immer ärger. Ein junger Nachbar kam heute nach achttägiger Abwesenheit zurück. Er und seine Pferde sind unterwegs dem Hungertode ausgesetzt gewesen. Mit dem russischen Militär zieht überall der Hunger ein.

Wir haben nun Tag für Tag Einquartierung. Meistens Kolonnen. Die Anordnung in Haus und Hof wird immer größer. Um einer Verlausfung unserer Wohnung zu steuern, wird nach dem Abzug einer jeden Einquartierung eine Generalsäuberung der Küche vorgenommen. — In unserem Stall liegt seit einigen Tagen ein gefallenes Pferd. Der Abdecker kann es nicht wegholen, da er

nie geahntes menschliches Elend hier in Russisch-Polen wahrgenommen, ständig in Fühlung mit der Bevölkerung, unter der bedauernswerte Juden die Unglücklichsten der Unglücklichen sind. Wie mit diesen armen Geschöpfen umgegangen wird, besichtet eben der Fall, den ich kurz mitteilen will. Am 6. Oktober rückte unser Feldspital bei furchtbarem Wetter — Kälte, Regen und Hagelshauer — in dem Städtchen St. ein. Eingangs des Ortes fiel mir eine Gruppe von Juden auf, die trotz des jüdischen Feiertages mit Haken und Schaufeln eine Grube ausgehoben und, wie ich mich bald überzeugte, eine Exhumierung vornahmen. Elf Juden waren wenige Tage vorher hier eingescharrt worden. Warum mußten sie sterben? Kosaken kamen in das Dorf S. und fragten nach Tabak; ein Bauer nannte einen jüdischen Händler, der angeblich Tabak vorrätig habe. Diese Annahme erwies sich als unwahr. Trotz Ausplündерung seines kleinen Geschäftes wurde Tabak nicht gefunden, was um so glaubhafter ist, als Tabak hier selbst in größeren Städten schwer zu haben ist und wir überall um Papierosy (Zigaretten) selbst nicht zu haben ist und wir überall um Papierosy (Zigaretten) selbst von wohlhabenden Leuten angebotet werden. Nun wollte es das Unglück, daß einige Tage nach dieser vergeblichen russischen Tabakrequisition die Hütte jenes Bauerndenunzianten in Brand geriet. Was bedeutet jetzt hier ein Brand? Viele Brandschäden entstehen aus Unvorsichtigkeit der in Scheuern einquartierten Soldaten, von den durch Kanonen und aus taktischen Gründen verursachten Ständen nicht zu reden. Aber der Bauer glaubt einen anderen Grund zu finden — aus Rache habe ihm der oben erwähnte jüdische Händler seine Hütte angezündet, und dies am Versöhnungstag der Juden! Sofort ging er in das Städtchen St., meldete den Brand und die von ihm ersonnen Ursachen dem dort kommandierenden Kosakenoffizier. Dieser beordnete eine Patrouille in das Dorf S., um den „Schuldigen“ zu bestrafen. In inbrünstigem Gebet sind die Juden des Dorfes versammelt. Diese Art Gottesdienst muß man selbst gesehen haben, dieses von Angst und Weh durchzitterte Söhnen und Töchtern. Plötzlich dringt in die Behausung des Kosakenpatrouille ein, von einunddreißig betenden Juden fliehen zwangsläufig, als werden festgenommen und in das Städtchen St. gebracht, hier mit ihnen kurzer Prozeß gemacht, noch am selben Tage wird ihr Vorwärter gehängt, die übrigen zehn erschossen und an der Stelle eingescharrt. Nachdem unsere Truppen von diesem Städtchen Besitz ergreiften, erhoben eine Abordnung beim Stationskommandanten, der ihr die Gnade gab, ihre Glaubensgenossen auszuschaffen und im Ortsfriedhof beizusehen. Als wir einmarschierten, vollzogen die Juden diese Ausgrabung.

Gefangen in Sibirien.

Aus dem Briefe eines österreichischen Offiziers, der in Bijsk gefangen ist.

Wir sind endlich nach einer sehr langen Reise an unserem Bestimmungsort angelangt. Ich befürde mich wohl, und die Hoffnung, daß der Krieg bald enden wird, gibt mir die Kraft, meine gute Laune zu bewahren.

Ihr wißt, daß ich am 26. August abends gefangen genommen wurde, nachdem ich den ganzen Tag in einem heftigen Infanterie- und Schrapnelregen gewesen war. Es ist mir unmöglich Euch über die Schlacht, an der ich teilgenommen habe, genauere Angaben zu machen. Ich werde das Wunder, dem ich meine Rettung verdanke, nie begreifen können. Ich wurde bei Einbruch der Nacht gefangen genommen, als ich, ganz allein auf dem Schlachtfeld, einen armen Teufel von meiner Kompanie verband, nachdem ich drei russischen Soldaten ein gleiches getan hatte. Die russischen Soldaten, die mich gefangen genommen, waren gute Jungen. Sie boten mir zu trinken an und gaben mir Brot — und ich schenkte ihnen meine letzten Zigaretten. Ihr werdet es nicht glauben können, daß diese Soldaten mich inmitten von Toten und Verwundeten behandelten wie einen der Ihrigen, den sie ganz erschöpft und halb verhungert gefunden hatten. Ich wurde noch in der Nacht einem Divisionschef vorgeführt. Er und seine Offiziere waren von einer vollendeten Höflichkeit. Von 27. bis zum 29. marschierte ich als einziger Offizier mit einem Gefangenentransport nach Cholm, von wo ich Euch geschrieben habe. Dort erwarteten etwa zwanzig Offiziere den Zeitpunkt ihrer Weiterbeförderung. Überall, wo wir auf diesem Marsch russische Truppen trafen, gaben die russischen Soldaten den Unerhörten Zigaretten, Speisen und Getränke. Kein gehäßiges Wort, kein unfreundliche Gebärde. Alle diese Soldaten, die in den Kampf jagen, betrachteten uns als Leute, die ihre Pflicht ebenso wacker getan hatten, wie sie die ihrige tun würden. Man hat in Österreich nicht geglaubt, daß in Russland der Ausschank von Alkohol wirklich verboten worden ist. Von dem Augenblick an, in dem mein Regiment die russische Grenze überschritten, habe ich nicht ein einziges Glas Alkohol mehr getrunken, weder Wein noch Schnaps. Die russischen Soldaten trinken nur Tee; Alkohol wird nirgends verkauft.

„Ach!“ Er sieht Todesangst aus; schließlich faust er sich durch ein verwoholes Geschenk an den Offizier frei.

27. November. Abermals zittern unsere Fenster. Das Geschüchter nähert sich uns wieder. Auch die Maschinengewehre sind wieder zu hören. — Es verlautet, daß die Russen sich an der Alexanderfront zurückziehen müssten. Ihre Geschüsse sind jetzt an den alten christlichen Friedhöfen aufgestellt. Einzelne deutsche Geschosse fallen in die Friedhöfe und wühlen Gräber und Wege auf.

Das polnische National-Komitee veröffentlicht einen seiner wortreichen Aufrufe, in dem es heißt: „Die Niederlage der Deutschen in diesem Kampf ist unser Sieg... Das polnische Volk hat nur ein Bestreben: die deutsche Macht zu brechen und Polen unter dem Zepter von Russland zu vereinigen.“

28. November. Während ich heute in der Stadt weiste, lag ein Offizier in unserem Hause Quartier für einen Regimentsstab an. Ihm folgte nach einer Zeit ein anderer Offizier, der denselben Auftrag hatte. Und nach kurzer Zeit kam ein dritter, dem meine Frau in ihrem drölligen Russisch erklärte, daß das Haus schon belegt sei. Er sah ihre Worte falsch auf, wurde grob und schrie in deutscher Sprache: „Für Deutsch habt Ihr Quartier! Russen wollen Sie nicht haben. Ich werde ganzes Battalion ins Haus holen, weil sie seien böse (er meinte feindselig)!“ Meiner Frau fuhr der Schreck in die Glieder. Sie machte ihn auf das Irrige seiner Annahme aufmerksam. Bald darauf traf der Oberst mit den drei Offizieren ein. Sie richteten sich häuslich ein und baten um Verpflegung, das Fleisch wollten sie besorgen. Als ich nach Hause kam, fand ich meine Frau noch bleich vom ausgestandenen Schreien. Nach dem Mittagessen war bei den Offizieren eine versöhnliche Stimmung eingetreten, sie sagten meiner Frau Schmeichelhaftes über ihre Zukunft und drohten mit längerem Bleiben in unserem Hause. Meine Frau riskierte es, dem Wärterschafft seine Großheit vorzuhalten. Das Mißverständnis fand befriedigende Auflösung. Er wurde liebenswürdig. Die Herren erzählten, daß ihr Regiment seit aus Warschau läuft und den weiten Weg durch Gewaltnahre innerhalb zweier Tage und Nächte zurückgelegt habe. Schlecht war es mit den Mannschaften bestellt, die ohne Verpflegung geblieben

Von Cholm ging es am 1. September weiter. Wir waren etwa zwanzig Offiziere in einem sehr schönen Wagen zweiter Klasse. Die Reise war recht angenehm, denn wir hatten alle die Gelegenheit, uns abends niederzulegen. Am 3. September sah ich das Schlachtfeld bei Borodino. Am 4. kam ich in Moskau an. Wir hielten uns einen ganzen Tag in einem Bahnhof auf, der nicht weit von der Stadt entfernt ist. Niemals werde ich den Anblick der glänzenden vergoldeten Kuppeln vergessen. Sonntag, den 5., kamen wir in Tambow an, wo wir eigentlich hätten bleiben sollen. Wir übernachteten in einer Kaserne. Montag, den 6., bestiegen wir wieder die Eisenbahn, diesmal einen Wagen dritter Klasse, um nach Omsk in Sibirien befördert zu werden. Einiges Benehmenwertes ereignete sich auf dieser Reise nicht. Am 10. September gingen wir über die Wolga und den Ural, der sehr an den Wienerwald erinnert. Der Offizier, der unseren Transport führte, sprach sehr gut Französisch, und ich leistete ihm oft Gesellschaft. Am 13. September schneite es, aber nicht viel und nicht lange. Am 14. kamen wir in Omsk an. Es wäre uns schon sehr recht gewesen, die Eisenbahn zu verlassen, aber wir mußten noch weiter nach Nikolajewsk, wo wir am 17. ankamen. Nach einer leichten Nacht im Eisenbahnwagen übersiedelten wir auf ein prächtiges Dampfschiff. In Beraul verließ uns die Hälfte der Offiziere. Wir fuhren noch weiter bis zum 21., an welchem Tage wir um 10 Uhr abends endlich anlaufen. Man beförderte uns in Wagen sofort in das Haus, wo wir während unserer Gefangenschaft bleiben werden.

Wir dürfen täglich einmal mit einem Offizier als Gouvernante ausgehen. Bijsk ist ein Mittelpunkt des Handels mit Getreide und Butter. Es scheint, daß es reiche Leute hier gibt. Wir waren in einem großen Magazin, Einläufe machen, wo es alles gibt, was ein zivilisierter Europäer braucht. Die russische Regierung gibt uns fünfzig Rubel monatlich. Wir essen natürlich alle zusammen zum Preise von dreißig Rubel für die ganze Kost. Selbstverständlich müssen wir uns jede Ausgabe gut überlegen. Man hat mir meinen Koffer weggenommen, und ich muß mir nach und nach Wäsche kaufen und alle die Kleinigkeiten, die man zum Leben braucht.

Alles in allem, meine lieben Eltern, bin ich nicht unglücklich. Macht Euch keine Sorgen um mich und erwartet mit Geduld das Ende des Krieges.

Evaluierung.

... Arger ging es uns um den Magen herum bei den Evaluierungen der Ortschaften. Die Ortsbewohner, zumeist weltfremde, arme Teufel, hängen mit ihrem ganzen Leben an dem Nichts, daß sie ihr Heim nennen.

Der Götz Heimat! In der Ortschaft B. wollten einzelne Familien selbst am letzten Termintage nicht ausziehen und wir mußten mit einer Eskorte einschreiten. Wir redeten den Leuten zu und legten ihnen klar, daß das Dorf demnächst in die Feuerlinie kommt, daß sie ihr Leben retten müßten und daß ihnen ein anderes Heim angewiesen sei. Aber alles umsonst, die Leute antworteten zwar, daß wir gut für sie sprechen, aber trotzdem rührten sie sich nicht vom Fleck. Und als wir die Aufführung vornahmen, da ergriff ein Vater sein kaum einjähriges Kind bei den Füßen, hob es über seinen Kopf und wollte es, einen Fluch austostend, an die Wand schleudern. Ein Sprung und ein Griff — und das Kind lag in den Armen eines unserer Soldaten, und halb weinend lächelte es uns an, als würde es die Verzweiflung seines Vaters verstehen. Für uns aber, die wir alle Väter sind, bleibt der Vorfall ein lebendiges Bild und ein Beweis, wie tief der Götz Heimat in den Herzen des schwergeprüften Volkes sitzt. Man müßte kein Herz haben, wäre man nicht selbst ganz ergriffen bei solchen Szenen. Mit Tränen im Bart gingen wir wieder nach erfüllter Pflicht und hörten kaum die starken Knalle der Dynamitpatronen, mittels denen das verlassene Dorf „rasiert“ wurde. So muß ein Teil unserer Truppen das Leben anderer in Sicherheit bringen, während andere Tod und Verderben streuen und dabei selbst als Opfer des Krieges fallen. Das ist Kriegsgesetz und wie einen wie die anderen erfüllen — oft mit nicht zu unterdrückendem inneren Schmerze — ihre Soldatenpflicht.

Lodzer Woche.

Der Jahrestag der Besetzung von Lodz

durch die deutschen Truppen ist am vergangenen Montag mittag durch eine militärische Parade vor dem Militärgouverneur Se. Excellenz Generalleutnant Barth vor dem mit der deutschen, sächsischen und bayerischen Fahne geschmückten „Grand Hotel“ gefeiert worden. Zwei Militärkapellen spielten. Die Straßenbahnen, amtliche Gebäude und auch einige Privathäuser trugen Flaggen schmuck.

waren und das ihnen Nötige im Dorfe „lausen“ sollten. Nach dem Essen hielten die Offiziere einen langen Schlaf.

29. November. Entgegen dem Erwarten der Offiziere, die mit einem zweitägigen Aufenthalt bei uns rechneten, mußte das Regiment heute noch vor Tage aufbrechen. Schon um vier Uhr begann das Poltern des Aufbruchs. Die patentierten Kriegsbetten, die zusammengelegt die Form von Kisten haben, wurden mit großem Geräusch hinausgeschleppt. Nach ihrem Abzug besahen wir uns unsern Schaden. Im Edzinner fehlte eine Plüsdecke. Aus dem Gastzimmer war die einem Kriegsfreiwilligen überlassene pelzgefütterte Reisedecke verschwunden. Dieobische Offiziersburgen hatten die Decken und manches andere mitgehen lassen.

Um jüdischen Friedhof sind russische Stellungen, die von der deutschen Artillerie aus dem Jagiellower Walde beschossen werden. Die jüdischen Toten werden auf eine provisorische Begräbnisstätte geschafft. — Großfürst Nikolai soll befohlen haben, Lodz „bis zum letzten Mann“ zu behaupten. Auch sollen die Deutschen ohne Rücksicht auf die Zahl der russischen Opfer aus dem Jagiellower Walde geworfen werden. Dazu wird hier noch erzählt, ein Offizier habe den Mut gefunden, auf das Urtheil eines solchen Unternehmens aufmerksam zu machen; der Großfürst habe ihn geohrfeigt. Der Offizier habe auf den Großfürsten geschossen, ihn leicht verletzt und sich dann selbst erschossen.

Ununterbrochen wird um Lodz gekämpft. Das Donnern der Geschüsse, das Erzittern der Fenster und der grauenhaften Widerhall in den Straßen sind gewohnte Erscheinungen geworden. Eindruck macht nur noch das Kreppieren der Geschosse mitten in der Stadt. Viele Familien sind schon in die Keller übersiedelt, wo sie sich Schlafstätten eingerichtet haben.

Auch in Pabianice sind deutsche Verwundete in den Schloß eingerichteten Lazaretten untergebracht. Erschütternde Einzelheiten werden bekannt. So haben russische Soldaten einem verwundeten deutschen Feldwebel auf dem Schlachtfeld die Stiefel ausgezogen.

Dem Opfer der russischen Raubgier sind beide Füße erzoren.

(Schluß folgt.)

Am Dienstag abend fand im Rahmen der regelmäßig stattfindenden Deutschen Abende eine Gedächtnissfeier statt, über die wir an anderer Stelle berichten.

Ein Erinnerungsfest wurde auch in Warschau gefeiert, wo die „Deutsche Warschauer Zeitung“ mitteilte, „der erste Militärgouverneur von Lodz, Generalmajor v. Gerecke jenen Kreis von Männern um sich verksammt, die vom 6. Dezember an unter seiner Leitung die friedliche Eroberung der Stadt in eifriger unverdrossener Arbeit durchführten, um dann die feinere Arbeit einer städtischen Verwaltung in die Hände eines großzügigen Verwaltungsfachmannes zu legen.“

Zu Beginn der Woche wurden durch eine Polizeiverordnung die neuen Höchstpreise bestimmt und durch eine amtliche Bekanntmachung veröffentlicht. Danach dürfen im Kleinhandel gefordert werden: für das polnische Pfund Roggenmehl 20 Pfennig oder 13½ Kopeken, für das Pfund Weizenmehl 32 Pfennig oder 21½ Kopeken; für das Pfund Roggenbrot 16 Pfennig oder 10½ Kopeken, für das Pfund Weizenbrot 24 Pfennig oder 16 Kopeken; für das Pfund Rindfleisch erste Sorte 98 Pfennig oder 65 Kopeken, zweite Sorte 87 Pfennig oder 58 Kopeken; für das Pfund Kalbfleisch 1 Mark oder 67 Kopeken, für das Pfund Hammelfleisch 1 Mark oder 67 Kopeken, für das Pfund Schweinefleisch (Karbonade) 1,35 Mark oder 90 Kopeken, zweite Sorte 1,20 Mark oder 80 Kopeken; für Rindfleisch 1,35 Mark oder 90 Kopeken; für das Pfund Speck 2,10 Mark oder 1,40 Rubel; für Kochbutter 2,70 Mark oder 1,80 Rubel; für Schmandbutter 2,70 Mark oder 1,80 Rubel; für Färinzucker das Pfund 42 Pfennig oder 28 Kopeken, für Wurstsalz der 51 Pfennig oder 34 Kopeken; für das Pfund Salz 11 Pfennig oder 8 Kopeken; für Kohle der Zentner (120 polnische Pfund) 2 Mark oder 1,33 Rubel.

Es wäre nun allerdings zu wünschen, daß diese Höchstpreise, die nach Käuferbegriffen wirklich nicht zu niedrig sind, wenigstens eingehalten werden. So bewegten sich während der letzten Tage die Brotpreise in verschiedenen Bäckereien auf höherer Höhe.

Im Kohlenverlauf

ist insofern eine Neuordnung erfolgt, als, wie wir erfahren, auf Ansuchen des Kohlenkonsortiums die Leitung des Kohlenverlaufs für die Fabriken einem deutschen Verwaltungsoffizier übertragen worden ist. Nach all den früher eingelaufenen, an dieser Stelle zum Ausdruck gelangten Klagen über Mängel im Kohlenverlauf, rechtfertigt diese Maßnahme umso mehr das Vertrauen, daß die Behörde sich ernsthaft bemüht, den berechtigten Wünschen der Bürgerschaft entgegenzutreten. — Sympathisch begrüßt wurde auch die Ankündigung, daß, um den Besitzern von Kohlengruben die Abholung der ihnen zukommenden Kohlen zu erleichtern, für ein paar Tage keine Kohlenscheine ausgegeben werden sollen. Vermöglich wurde des öfteren auch darüber gesagt, daß die Inhaber von Kohlenscheinen oft übermäßig lange auf die Auslieferung der Kohlen warten müssten.

Bon der Kaiserlichen Forstverwaltung hat die Stadt Lodz das Recht zur Abholung von 38 Hektar des Kraszewer Waldes erhalten. Mit den Arbeiten wurde bereits begonnen. Das so gewonnene

Brennholz wird auf den Kohlenplätzen zum Verkauf gelangen.

Brennholz

macht weiter Schwierigkeiten. Neuerdings sind ein paar Herren der Verpflegungsdeputation nach Warschau gereist, um durch geeignete Schritte bei den oberen Behörden eine Erleichterung für die Versorgung der Bevölkerung mit Petroleum zu erwirken.

Herr Pastor Dietrich, der auf dem Gebiete der sozialen und Armenfürsorge unermüdblich tätig ist, plant in Gemeinschaft mit den Schwestern des Kriegswaisenhauses ein

Säuglingsheim

ins Leben zu rufen, in welchem durch Entbehrungen geschwächte Säuglinge zur Erholung untergebracht werden sollen. Anschließend daran soll eine Küche für arme Mütter errichtet werden. Dieses Hilfswerk, das die allgemeine Beachtung verdient, kann durch die tägliche Unterstützung unserer Mitbürger gefördert werden. Wir werden noch ausführlicher darauf zurückkommen.

Nach einer Verfügung des Kaiserlichen Polizeipräsidiums hat von nun an

die Unterrichtszeit in den städtischen Elementarschulen morgens um halb neun Uhr zu beginnen. Den Hauptlehrern der Schulen ist anheimgestellt worden, ein Verzeichnis der Unterrichtsgegenstände, Bücher u. a. anzufertigen und weiterzuführen. — Der Magistrat der Stadt Lodz sucht 22 Schülärzte für die städtischen Schulen. Bewerbungen sind bis zum 15. d. M. bei der Schuldeputation eingereicht werden.

Im Kaiserlichen Bezirksgericht gelangte am Freitag u. a. eine Strafsache gegen den Lodzer Kaufmann R. wegen Vorbereitung zur Nachahmung von Wertpapieren (Lodzer Rubelbons) zur Verhandlung. Wir haben seinerzeit bei Bekanntwerden über den Fall berichtet. Aus der verlesenen Anklageschrift ging hervor, daß der Angeklagte am 6. Juli d. J. bei zwei Leipziger graphischen Anstalten Klischees zur Herstellung von Bons bestellt hatte und dabei Lodzer Rubelbons als Muster vorzeigte. Vor Gericht erklärte nun der Angeklagte, daß er keine Nachahmung des Rubelbons beabsichtigt habe, sondern Anschläge anfertigen lassen wollte. Der Staatsanwalt beantragte 1½ Jahre Gefängnis, der Verteidiger verlangte die Freispruch. Belastend für den Angeklagten ist, daß er eine „peinliche Ausführung“ der Klischees nach dem vorgelegten Muster“ verlangt hatte, ferner, daß er die Verteilungen unter falschem Namen mache. Der Verteidiger wies auf die sonstige Unschultheit des Angeklagten hin. Schließlich wurde die Strafsache vertragen.

Vom Deutschen Abend.

Der Deutsche Abend am 7. Dezember wurde in Wahrheit zum Erinnerungstag. Herr Schulrat Sakobielski hielt eine schwungvolle Festrede, in der er eingangs die Stimmung in Deutschland vor Ausbruch des Krieges und nach der Kriegserklärung schilderte. In edlem Verteidigungsdrange begann man sich zu organisieren und was das Volk der Ordnung und der Arbeit nun auf den Schlachtfeldern und in der Verwaltung der besetzten Gebiete leistete, darüber standen man in der ganzen Welt. Man habe Deutschland als das Land der Barbaren verhöhnt und doch haben alle Nationen aus Deutschlands Wissenschaft Nutzen gezogen und werden es nach dem Kriege gern oder ungern weiter tun, und doch leiste das deutsche Heer jetzt während des Krieges in Feindesland

höchste Friedensarbeit durch Schaffung von Ordnung und Verbrennung von Bildung und sonstiger Kultur.

Andere Herren erwähnten die weise Mäßigung der deutschen Truppen während der Belagerung von Lodz, denen es ein Leichtes gewesen wäre, Lodz in Trümmer zu schießen oder in Flammen aufgehen zu lassen. Nicht zuletzt darum hätten die Bewohner unserer Stadt allen Grund, der Führung des Generals v. Mackensen als des Belagerers von Lodz ihre Dankbarkeit auszusprechen.

Auch der im deutschen und russischen Heer kämpfenden Soldaten, die in treuer Pflichterfüllung den Helden Tod starben, wurde ehrend gedacht.

Musikalische und andere Darbietungen verschönerten den Abend. Besonders reicher Beifall wurde Frau Delsner für einige recht stimmungsvoll zu Gehör gebrachte Liedervorführungen zuteil. Ein Herr in Feldgrau rezitierte bayerische Dialektstücke.

Die Stimmung der Festteilnehmer war während des ganzen Abends ernst und würdevoll.

Die Vorarbeiten für die Gründung eines Bundes der Deutschen in Polen.

nehmen ihren Fortgang. Einige Herren des gewählten vorbereitenden Ausschusses haben die Satzungen des Bundes ausgearbeitet, die am kommenden Mittwoch abend lehrtalig beraten, angenommen und dann der Behörde zur Bestätigung vorgelegt werden sollen. In einer größeren öffentlichen Versammlung, zu der an dieser Stelle und in den Tageszeitungen eingeladen wird, soll dann die eigentliche Gründung des Bundes und einer Lodz's Ortsgruppe desselben vollzogen werden. Das Interesse für den Bund der Deutschen in Polen ist mittlerweile gestiegen, von Lodz und von außerhalb laufen Zustimmungsverklärungen über die unauffindbar notwendige Zusammenfassung aller deutschen Kräfte in Polen ein.

Vortrag: Ein Charakterbild des Antonius.

Götternaturen, Sonnensohne sind es, die in den klassischen Werken der Dichter uns als Helden gestalten vorgeführt werden. Doch sucht der Dichter nicht immer die Idealgestalten den Menschen in ihrer Vortrefflichkeit zu zeigen, um ein bleibendes Beispiel zu geben, sondern er fühlt sich zuweilen durch die psychologische Tatsache, daß gerade das Widerwärtige an einem genial veranlagten Menschen besonders abstoßend wirkt, veranlaßt, auch Naturen zu zeichnen, die trotz ihrer Genialität mit allen Schwächen gewöhnlicher Sterblicher belastet, ihrer Bestimmung unterworfen und im Strudel des Gewöhnlichen erliegen. Gerade hier hat der Dichter die Möglichkeit, sich als psychologischer Feinharbeiter zu zeigen. Und das war Shakespeare im besten Sinne des Wortes — im Charakterisieren, in der Durchführung beispieloser psychologischer Konsequenz bis in alle Feinheiten des Seelenlebens. — Auf Grund zweier Dramen Shakespeares „Julius Cäsar“ und „Antonius und Kleopatra“ führte am Donnerstag Herr Schulrat Salobelski seine Zuhörer in eine ferne Zeit zurück, wo in Rom inmitten glänzender äußerer Erfolge die Selbstsucht ihre Triumphe feierte. Antonius war die Gestalt, die als Urbild vieler Männer jener Zeit vor unseren geistigen Augen erschien. Antonius, eine Götternatur, eine Faustnatur, der aber durch seine ausgeprägte Selbstsucht und Sinnlichkeit schließlich seinen Schwächen unterliegt und untergeht. Zwar hatte jene Zeit Männer wie Cato, Brutus, die Träger sitzlicher Ideen waren, wenn sie auch um dieser Ideen willen zu Verbrechen wurden. Antonius, der genial Veranlagte jedoch trägt nichts von der großen stütlichen Kraft dieser Männer in sich. Bei allen seinen Handlungen tritt uns die Selbstsucht oder nur eine erkennbare Tugendhaftigkeit entgegen, wie bei allen sinnlichen Natura. Typisch ist es dadurch, daß er Tugend und Lauf seiner Zeit versinnbildlicht. Das Wesen eines Menschen, auch des genialen, offenbart sich am deutlichsten an den sogenannten Wendepunkten des Lebens, wenn Ereignisse von folgenschwerer Bedeutung ins Leben eingreifen. Da zeigt sich der Charakter. Da zeigt sich auch die durch dieses Empfinden, scharfes Denken, entscheidendes Wollen bedingte Größe. So tritt auch Antonius' Natur am prägnantesten

an den Wendepunkten seines Lebens zutage, und zwar am Todes-tage Cäsars, wo er seine Feigheit und Unentschlossenheit großen Feen und Ereignissen gegenüber zeigt, am Hofsager zu Tarsus, am Tage, wo die ägyptische Königin durch ihren Liebreiz seine Sinne berücksichtigt und er ein Sinnensmensch wird, ein Sklave seiner Leidenschaft, und bei Aktium, wo er seine geniale Natur verleugnet, sein Heer verläßt und Kleopatra nachahmt. In ohnmächtiger Resignation, seiner selbst nicht mehr mächtig, kommt er schließlich zur Einsicht, daß der Mensch durch eigene Schuld ein Schwächling wird, und stirbt mit den Worten: „Antonius triumphiert selbst über sich!“

In markanten Worten verstand es Herr Schulrat Salobelski, das in dem engen Rahmen eines Vortrages Mögliche zu geben und in angemessener Kürze das Charakterbild einer menschlichen Größe zu entwerfen, die in ihrem tiefsten Wesen ein psychologisches Problem darstellt.

H. Th.

Kleine Notizen.

Eine neue deutsche Lehranstalt.

Zur Zeit des Hochschulbeginns veranlaßten uns die Bestrebungen gewisser Kreise, zwei Mittelschulen zu polonisieren und der sich fühlbar machende, von deutschen Eltern beklagte Mangel an deutschen machende, von deutschen Eltern beklagte Mangel an deutschen höheren Lehranstalten, des öfteren, Schulfragen zu berühren. Wie uns mitgeteilt wird, und auch aus dem Interessenkreis der Zeitungen ersichtlich ist, wird nun mit Genehmigung der Schulbehörden an der Langestraße 90 ein Deutsches Knaben-Progymnasium eröffnet, in dem nach dem Programm des Deutschen Gymnasiums in Lodz unterrichtet werden soll. Die neue Lehranstalt will es ihren Besuchern ermöglichen, nach der Absolvierung der einzurichtenden Vorbereitung und vier unteren Gymnasialklassen in die fünfte Klasse des Deutschen Gymnasiums aufgenommen zu werden, ein Bestreben, das gewiß ernste Beachtung und Unterstützung verdient. Von dem Erfolg der Bemühungen des Leiters der neuen Schule, gute Lehrkräfte, zum Teil aus Deutschland herbeizuziehen, hängt natürlich viel ab. Mögen diese Bemühungen von Erfolg gekrönt sein und möge ernster deutscher Geist in der Schule obwalten, der Besuch der neuen Lehranstalt wird dann nichts zu wünschen übrig lassen, denn die Notwendigkeit deutscher Mittelschulen und höherer Lehranstalten hat sich zweifellos herausgestellt. Unsere hiesigen Deutschen tun gut, die Möglichkeit der Unterbringung ihrer Kinder in der neuen Lehranstalt in Erwägung zu ziehen. Dem Unterricht in der russischen und polnischen Sprache sollen wöchentlich je drei Stunden gewidmet sein, der Hauptunterricht erfolgt in deutscher Sprache. Anmeldungen von Schülern werden täglich von 10—12 und von 2—4 Uhr in der Schule, Langestraße 90, entgegengenommen.

Spenden. Für die heldenmütige alte Frau, die während der vorjährigen Kämpfe um Lodz im Keller einer Villa in Rogi unter steter Lebensgefahr neun Verwundete tagelang pflegte, sind zum Zeichen der Ehrung eingelaufen: von Herrn Th. Buchholz, Fabianice 5 Rbl., von Herrn E. I. Rbl., durch Herrn P. 50 Roskolen. Weitere Spenden werden entgegengenommen.

Deutsches Theater.

Der Schwank von Eugen Burg und Louis Taufstein „Herrschäflicher Diener gesucht“, der am Sonntag zum ersten Mal, nach mehrtägiger Abwesenheit unseres Theaterensembles, das ein Gastspiel in Warschau gab, am „literarischen“ Donnerstag aber zum zweiten Mal aufgeführt wurde, ist ein Schwank wie andere Schwänke mehr. Er erfreut sich der Gunst des deutschen Publikums vor allem wohl deshalb, weil er „zeitgemäß“ ist: ein Deutscher deutschtümelt, einem lockeren Vogel wird durch die Einberufung aus einer bösen Klemme geholfen. Im Übrigen ist die ganze Handlung in durchaus hergebrachter Weise auf Verwuschungen aufgebaut. Fritz Stauffen, ein sympathisch-scherzer Jüngling, wie ihn die Zeit vor dem Kriege erzeugte, stellt durch anonyme Briefe einer jugendlichen Oberstenschwärgerin nach und wagt es sogar, in das männerlose Haus seiner Angebeteten einzudringen. Er wird für einen bestellten Diener gehalten und, da

er nicht weiß, wie er der unangenehmen Situation entrinnen soll, um nicht alle Brücken zwischen seiner Angebeteten und sich abzubrechen, läßt er sich engagieren, macht da natürlich allerlei vermeidliche und unvermeidliche Dummheiten, bis der böse Zufall es will, daß der Vater seiner Angebeteten seine (Fritz's) Erbante heiraten will und ins Haus bringt. Nach allerlei mehr oder weniger geschickt arrangierten, zum Teil recht humorvollen Zwischenfällen stellt sich Fritz Stauffens Missat heraus und es muß unbedingt die Einberufung kommen. Während seiner Abwesenheit erlangt er die Verzeihung der Erbante, die „dem Zug der Zeit folgend“, einem Feldgrauen nichts Böses nachtragen kann, und das Schicksal fügt, oder vielmehr die Verfasser des Schwanzes legen es, daß Fritz ausgerechnet als Bursche des Obersten, des Schwagers seiner Geliebten, in das Haus seiner Missat zu Urlaub kommt, wo nach einigen Verblüffungen natürlich — die Verlobung erfolgt. Das ist eigentlich alles. Gesäßt aber in Berlin außerordentlich und entspricht auch dem Geschmac der Lodzer.

Die Aufführung gewann durch das flotte Spiel des Direktors Walter Wasser mann, der den lebendigen und bered samen Fritz Stauffen höchst frisch und übermäßig gab. Käthe Sanden machte die eigentlich etwas gewaltsame Deutsgchöpf des Badischen überzeugend und siegte im Ubrigen wie sonst durch ihre reichen Gaben jugendlicher Anmut. Margarete Häagen als hypervornehme Konstantine v. Runed fand Gelegenheit, ihrem Talent zum Charakterisieren und Karikaturen die Zügel schieben zu lassen. Die übrigen Mitspieler, Maria v. Coburg als Oberstentrau, Walter Haaser als etwas verwildert, aus dem Felde kommender Oberst, Bernhard Rosen, der ältliche Liebhaber, der die adelig ruinenhafte Konstantine trog ihrer Vornehmheit und ihres Geldes heimführen will, Lotte Diener als Dienstmädchen, Ludwig Götz als stotternder Bursche und Waldemar Heinze als Stellenvermittler fügten sich prächtig ein. Die Theatergemeinde, die zahlreich versammelt war, sangte nicht mit Beifall.

Vermischtes.

Im Verlage von Georg Müller, München, ist soeben erschienen:

„Mit der fliegenden Division“, Eindrücke eines Batterieführers auf drei Kriegsschauplätzen von Carl Hagemann. Gehobtet Mt. 2.—, gebunden Mt. 3.—. (Weitere Besprechung vorbehalten.)

Goethe und Deutschlands Schicksalstunde.

Den Gesprächen Ludwigs mit Goethe, die 1847 erschienen und unter dem Titel: „Goethe über Deutschlands Zukunft — Das Faustgespräch“ nach beinahe 70 Jahren zum ersten Mal als selbständiges Buch vom Verlag Curtius, Berlin, neu veröffentlicht werden, entnehmen wir nachfolgende Worte Goethes, die den für manchen überraschenden Beweis von Goethes Liebe zu seinem Volke und seinem prophetischen Glauben an die Zukunft der Deutschen geben wird: „Ja, des teutische Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe, hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin vorausstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Kuhmes anbricht.“

Größter Treffer
eventuell
Eine Million
Mark.

Glücks-Anzeige.

Die Gewinne
garantiert
der Staat.

Einladung zur Beteiligung an den
Gewinn-Chancen

der vom Stato Hamburg garantierten grossen Gold-Lotterie, in welcher

13 Millionen 731,000 Mark

sicher gewonnen werden müssen.

Gemäß neuerlichen Beschlusses einer hohen Regierung ist diese Lotterie durch Kapitalvergrößerung erheblich verbessert worden, indem durchschnittlich fast alle Gewinne eine Erhöhung von etwa 40 Prozent ihres bisherigen Wertes erfahren haben, sodass keine Lotterie der Welt derartig glänzende Chancen bietet.

Der grösste Gewinn im glücklichsten Falle bisher

Mark 600,000

ist nunmehr auf

Eine Million Mark

erhöht worden. Die eventuellen Höchstgewinne, sowie die Prämien und Hauptgewinne betragen beziehungsweise:

Mark 900,000	Mark 830,000	Mark 300,000
850,000	820,000	200,000
880,000	810,000	100,000
870,000	305,000	90,000
860,000	303,000	80,000
850,000	302,000	70,000
840,000	301,000	

Außerdem kommen viele Treffer à Mark 60,000, 50,000, 40,000, 30,000, 20,000, 10,000 u. s. w. zur Auslosung.

Im Ganzen besteht die Lotterie aus 100,000 Loosen, von welchen 56,020 Nummern — also mehr als die Hälfte — im Laufe von 7 Ziehungen successive gezogen werden müssen.

Der amtliche Preis der Lose 1. Ziehung beträgt für ein

Ganzes Los M. 10

Halbes Los M. 5

Viertel Los M. 2.50

Den amtlichen mit Staatswappen versehenen Verlosungsplan, aus welchem die Einlagen für die folgenden Ziehungen sowie das genaue Gewinnverzeichnis ersichtlich, versende ich auf Wunsch im Voraus gratis und franko.

Jeder Teilnehmer erhält die amtliche Ziehungsliste prompt nach stattgehabter Ziehung.

Die Gewinne werden unter Garantie des Staates prompt ausgezahlt. Aufräge erbitte sogleich, spätestens bis zum

15. Dezember.

SAMUEL HECKSCHER senr., Bankgeschäft in HAMBURG (Nr. 1155).

Hier abtrennen.

Bestellbrief an Herrn Samuel Heckscher senr., Bankgeschäft, Hamburg (Nr. 1155).

Senden Sie mir ganzes Los à M. 10.— halbes " " 5.— viertel " " 2.50

Adresse: _____

Den Betrag empfangen Sie einliegend Nicht Zutreffendes zu empfangen Sie beifolgend per Postanweisung durchstreichen.

Eine dringende Bitte an die Glaubensgenossen!

In letzter Zeit melden sich bei mir sehr viele Jungfrauen, Frauen und Witwen, die unter Tränen um Beschäftigung bitten. Völlig machtlos steht man dem Massenandrang des Elends gegenüber. Und doch könnte vielen geholfen werden, wenn die begüterten Gemeindemitglieder folgende Bitte beachten wollten:

Sollte jemand eine Verläuferin, Bonne, Nanny, Dienstmädchen, Wäscherin, Aufwärterin, Studentin und so weiter nötig haben, bitte es im St. Matthäusaal, Petrikauer 279, vor mittags 10 Uhr, (täglich) bei mir anmelden zu wollen.

Durch eine hierzu ins Leben gerufene Organisation, möchte ich, nach Möglichkeit, anständigen Mädchen und Frauen zu einer Anstellung verhelfen. Es liegt mit die traurige Tatsache, daß die gegenwärtig in der Not auf Abwege geraten und Opfer der Unmöglichkeit werden, schwer auf dem Herzen. Daher auch die dringende Bitte! Hoffentlich wird diese Bitte in den weitesten Kreisen unserer evangelischen Gemeinschaft beachtet. Es kann uns nicht gleichgültig bleiben, ob Glaubensgenossen Opfer der Verzweiflung werden. — Aus dieser Arbeit zu Gunsten der Stellunglosen soll ein evangelischer Frauenverein entstehen.

Pastor S. Dietrich.

Mit behördlicher Erlaubnis wird in Lodz an der Langestraße (Oluga) Nr. 90 ein

Deutsches Knabenprogymnasium

mit deutscher Unterrichtssprache und dem Programm des hiesigen deutschen Gymnasiums eröffnet.

Anmeldungen von Schülern werden täglich von 10—12 und von 2—4 Uhr nachmittags entgegengenommen.

E. A. Jende, Lodz, Namrodtstr. Nr. 19,

empfiehlt zum bevorstehenden

Weihnachtsfeste:

Ia. Honigluchen, echte Basler Leckerli, Schokolade und Teegebäck, Dessert-Schokolade, Bakalien, verschiedene Fruchtmarkmaladen, echten Bienenhonig. Echte Petersburger Landrätin.

Kunsthonig der Firma K. Schröder, Breslau in bekannter Güte.

Schröders Breslauer Honigpulver en gros und en detail.

Nach dem Kriege

Beidigitiger Dolmetscher
des Kaiserl. Bezirksgerichts Lodz,
Heinrich Zirkler,
Wozwista-Str. Nr. 103,
empfiehlt sich zur Anfertigung von
Übersetzungen.